

Paul Konrad Kurz SJ
Was ist der Mensch?

Sätze, Erfahrungen, Vorstellungen zeitgenössischer Literatur

Da sind wir also bei der Allerweltsfrage. Da wird uns zugemutet die rätliche Antwort, arrangiert, aktualisiert, ein bißchen fromm, ein bißchen unfromm, wenn möglich, distanziert, ästhetisch. Da sitzen wir und erwarten zur einen Hälfte das Höhere, wenn auch durch Schleier, immer noch Ewige, erwarten zur anderen Hälfte pädagogische Verwendbarkeit, Gebrauchswert, moralischen Nutzen. Und weil sich beide Hälften nicht mehr schließen, wenn von Literatur die Rede ist, muß eingeräumt werden ein Drittes. Nennen wir es Narrenfreiheit. Die Narrenfreiheit der Herren Achternbusch, Bernhard, Chotjewitz, Dürrenmatt, Frisch, Grass, Handke, Jandl, Kriwet – um bei der ersten Hälfte des Alphabets und den deutschsprachigen Autoren zu bleiben.

Wer sind wir selbst, die besorgt, vielleicht mit Kennermiene, nach dem „Bild“ des Menschen fragen? Einem beschädigten Bild, das wir gern wiederherstellen, einem aus dem Rahmen geratenen Bild, das wir gern rahmen, einem heruntergerissenen Bild, das wir gern aufheben möchten? Wir verurteilen nicht – wir sind „tolerant“. Wir „zersetzen“ nicht – wir sind Pädagogen. Wir bitten um ein wenig „Trost“ – wir sind Christen. Vor dem Trost steht der Untrost der Literatur, sogar das „Zersetzende“, bewußt Verurteilende.

Die Antwort der Literatur? Auf der einen Seite Dichtung – und damit sind wir aufgewachsen –: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“, das „Göttliche“ also. Auf der anderen Seite „Die Krone der Schöpfung, das Schwein, der Mensch“. Damit sind wir abgesprungen vom deutschen Idealismus, den Goetheschen und Kantischen Imperativen, abgesprungen aus dem vorrevolutionären Jahr 1783, aufgesprungen 1917, mitten im Krieg, im Großstadtrealismus des Mediziners Gottfried Benn, der sich seinen Schock nicht freiwillig wählte, in einem Revolutionsjahr, das der Menschheit Folgen bescherte.

Lang, lang ist's her, daß in der Literatur vom „Ebenbild Gottes“ die Rede war. Bei Matthias Claudius, Joseph von Eichendorff, Jeremias Gotthelf oder dem Friede, Ordnung und Gespräch stiftenden Adalbert Stifter: traumhaft schöne Bilder und Sätze des Menschen, eingetragen in Annalen, die weder DDT-Pulver, noch Ideologie, noch Napalm ausrotten werden. Aber spätestens bei Kafka, Musil, Benn ging das „Gottfriedische“ in diesem Jahrhundert zu Ende. Bei Brecht ist, was wir „Gnade“

nannten, denunziert als faules Ei, als christliches „Ei-ei“. Eine Zeitlang haben wir uns noch mit eigener, d. h. „christlicher Literatur“ getröstet. Aber im Verlauf der späten fünfziger Jahre ist auch ihr der Dotter ausgelaufen. Auf einmal war nicht mehr da, was wir aufs Brot zu streichen gewohnt waren, womit wir uns stärkten gegen den Unfrieden des Tags, Inseln bauten gegen die aggressiven Veränderungen. Wer freilich genauer lesen konnte, sah, schon bei Elisabeth Langgässer und Reinhold Schneider wurde der „unbehauste Mensch“ sichtbar. Seither gab es „Schwierigkeiten beim Häuserbauen“¹.

Die Schwierigkeiten der zeitgenössischen Literatur mit dem Menschen sind beträchtlich. Was soll sie sagen, kann sie sagen, wem? Sind nicht Gruppeninteressen, Parteieninteressen, Computerbeschlüsse in jedem Fall stärker als Sätze der Literatur? Was nützt eine literarische Ansicht, wenn dem Menschen des industriellen Zeitalters in West und Ost zugemutet wird, daß er funktioniert, daß er sich den politischen und wirtschaftlichen Organisationen unterwirft, daß er als Käufer und Verkäufer die Warenspele dieser Gesellschaft, die in Wahrheit Kämpfe sind, mitspielt? Je realistischer die Schriftsteller den Menschen anschauen, desto verlorener, nummernhafter, grotesker erscheint das Bild des Menschen. Ein „verlorenes Ich“ bei Bennis, keine tragenden „Eigenschaften“ bei Musil, hoffnungslos alt und absurd bei Beckett, ein ziemlich anonymes Opfer und ein ebenso anonymen Täter bei den meisten, arrogant, spießig und enttäuscht im Wohlstandsbrei, die „Ermittlung“ schwierig, obschon die Literatur voll ist von Gerichtsszenen.

Die Theologie und die „höhere Schule“ reden von Person. Zu erlernen aber sind Anpassungsmuster, Rollen, technische Verwendbarkeit, Nicht-Person. Schriftsteller sind Wahrnehmende. Sie haben keine Offenbarung. Sie sehen, daß sogar dort, wo der Anspruch einer Offenbarung aufrechterhalten wird, diese Offenbarung offenbar wenig nützt für und gegen diese Welt, daß sie allenfalls ausreicht für privaten Trost. Was sollen Schriftsteller, die solches und anderes wahrnehmen, schreiben? Brecht sagte, eine andere Gesellschaft muß her und mit ihr ein anderer Mensch. Dürrenmatt schreibt in seiner politischen Dramaturgie: „Der Mensch gerät in sein Jüngstes Gericht, der Mensch muß sich selbst aushalten.“ Seit Jahren halten breite Tendenzen dokumentarischer Literatur dem Menschen und der Gesellschaft immer wieder die eigenen Sätze vor, vom „Wörterbuch des Unmenschen“ zum „Wortschatz unserer Kämpfe“.

Dürrenmatt sagte und schrieb vor 15 Jahren: „Es ist immer noch möglich, den mutigen Menschen zu zeigen.“ Er verwies auf seinen „Blinden“, auf „Romulus, Übelohe, Akki“. Mit den „Physikern“ wurde die Thematik härter. Sein Bischof aus den „Wiedertäufern“ von 1967 endet irritiert Rede und Stück: „Diese unmenschliche Welt muß menschlicher werden. Aber wie? Aber wie?“ Die im Epilog des „Guten

¹ Der „unbehauste Mensch“ siehe E. Langgässer, *Das unauslöschliche Siegel* (Hamburg 1946) 271; R. Schneider, *Winter in Wien* (Freiburg 1958); R. Lettau, *Schwierigkeiten beim Häuserbauen. Geschichten* (München 1962).

Menschen von Sezuan“ von Brecht insinuierte Antwort steht dem Bischof und seinem Autor offenbar nicht zur Verfügung.

Die Antwort der „modernen“ Literatur auf die Frage nach dem Menschen gibt es nicht. Es gibt Autoren, Blickpunkte, Standorte, Fragen; Sätze, die aus Erfahrungen und Vorstellungen kommen. Aus schlimmen Erfahrungen. Aus Vorstellungen von einer Welt, wo der Mensch dem Menschen helfen würde, zu sich und zu anderen kommen, glücklich sein könnte (von Brecht bis Böll und Enzensberger). Diese Sehnsucht ist viel, Frisch sagte „unser Bestes“. Das Auseinanderklaffen von Realität und dem, was man christlich „Paradies“ nannte, in der deutschen Klassik „Arkadien“ oder „Elysium“, heute „Utopie“ heißt, ist allen Beteiligten schmerzlich bewußt. Daß der zunehmend aggressive Ton in der Literatur mit diesem Auseinanderklaffen von Wirklichkeit und Sehnsucht zu tun hat, ist ebenfalls deutlich.

Welcher Weg ist bei der Frage nach heutigen Vorstellungen vom Menschen in der Literatur einzuschlagen? Da es hier nicht um die Vorstellung eines einzelnen Autors geht, muß ein thematischer Weg versucht werden. Er hat die von literarischer Seite geübte Kritik an „humanistischen“ Menschenbildern festzuhalten und neue Blickrichtungen zu öffnen.

Kleine Retrospektive: „Nun singen sie wieder“ oder „Nie mehr Claudel“

Im Frühjahr 1945 übergab *Max Frisch* dem Zürcher Schauspielhaus sein Theaterstück „*Nun singen sie wieder*. Versuch eines Requiems.“ Karl, der Sohn eines deutschen Oberlehrers, mußte als Soldat auf Befehl seines Vorgesetzten Geiseln erschießen. Dieser, mit Namen Herbert, war der beste Schüler des gleichen Oberlehrers. Karl desertiert aus Schrecken, sucht moralische Hilfe bei seinem Vater. Dieser will ihm persönliche „Schuld“ an der Erschießung ausreden, die Untat als „Gehorsam“ einreden, fordert ihn auf, sich zurückzumelden. Doch Karl erhängt sich. Der Oberlehrer beginnt zu erkennen. Er hat als Mitläufer – damit ihm und seiner Familie nichts passieren – gelebt, gelehrt und geschwiegen. In der Schule hat er die „Gesetze des Schönen“ vertreten und von der „Freiheit des Geistes“ geredet, deutschen „Humanismus“ tradiert. Die Verbindung zur Wirklichkeit, zum Konkreten, zu politischem Erkennen und gesellschaftlicher Verantwortung wurde nicht hergestellt. Es blieb alles im „Geist“, allgemein und abstrakt. Der ehemalige Schüler Herbert läßt seinen ehemaligen Oberlehrer hinrichten.

Herbert: Ihre Hinrichtung ist eine vollkommene. Wir erschießen nicht Sie allein, sondern Ihre Worte, Ihr Denken, alles, was Sie als Geist bezeichnen, Ihre Träume, Ihre Ziele, Ihre Anschauung der Welt, die, wie Sie sehen, eine Lüge war –

Oberlehrer: Kann sein, daß ich selber nicht wußte, wie wahr es ist, was ich ein Leben lang lehrte; daß ich selber nicht ganz daran glaubte, was ich sagte –

Herbert: ... Sie haben den Mut bewundert in den Versen unserer Dichter ... Und wie verhielt es sich? Der Geist gab nach, wir klopfen dran, und es war hohl. Das war die Enttäuschung! Die Kameraden hatten recht, so dumm wie sie waren; es war ein Schwindel, was man uns lehrte².

Die Frage nach dem Menschen hat mit der deutschen Schule, mit dem humanistischen Gymnasium und der deutschen Kultur sehr viel zu tun. 1946 notiert Frisch in sein „*Tagebuch*“: „Ich denke an Heydrich, der Mozart spielte; als Beispiel einer entscheidenden Erfahrung. Kunst in diesem Sinn, Kunst als sittliche Schizophrenie ... Gerade das deutsche Volk, dem es nie an Talenten fehlte und an Geistern, die sich den Forderungen des gemeinen Tages enthoben fühlten, lieferte die meisten oder mindestens die ersten Barbaren unseres Jahrhunderts. Müssen wir davon nicht lernen?“ Und nochmals, 1949:

Zu den entscheidenden Erfahrungen, die unsere Generation, geboren in diesem Jahrhundert, aber erzogen noch im Geiste des vorigen, besonders während des zweiten Weltkrieges hat machen können, gehört wohl die, daß Menschen, die voll sind von jener Kultur, Kenner, die sich mit Geist und Inbrunst unterhalten können über Bach, Händel, Mozart, Beethoven, Bruckner, ohne weiteres auch als Schlächter auftreten können; beides in gleicher Person. Nennen wir es, was diese Menschenart auszeichnet, eine ästhetische Kultur. Ihr besonderes, immer sichtbares Kennzeichen ist die Unverbindlichkeit, die säuberliche Scheidung zwischen Kultur und Politik, oder: zwischen Konzert und Straße. Es ist eine Geistesart, die das Höchste denken kann und das Niederste nicht verhindert, eine Kultur, die sich strengstens über die Forderung des Tages erhebt, ganz und gar der Ewigkeit zu Diensten ... Wie oft, wenn wir einmal mehr von Deutschland sprechen, kommt einer mit Goethe, Stifter, Hölderlin und allen anderen, die Deutschland hervorgebracht hat, und zwar in diesem Sinn: Genie als Alibi³.

In der ersten Nummer des „Ruf“, der Zeitschrift der „jungen Generation“ der Nachkriegszeit, forderte Alfred Andersch einen „neuen, von aller Tradition abweichenden Humanismus, einen vom Menschen fordernden und an den Menschen glaubenden Glauben, einen sozialistischen Humanismus“. Und Hans Werner Richter, der andere Mitherausgeber und spätere Organisator der „Gruppe 47“, schrieb am 1. September 1946:

Der Mensch, gestern noch der Herr der Schöpfung, ist dem Menschen fragwürdig geworden. Seine Existenz ist zutiefst bedroht. Sein Bild, errichtet durch die Arbeit der Jahrhunderte, sinkt zu dem Transparent herab, das von Schlagworten gekennzeichnet ist. Das Bild selbst zerfällt, zerfällt vor dem grauenvollen Erlebnis dieser Zeit, das von der Inquisition bis zum Fronterlebnis, vom Konzentrationslager bis zum Galgen reicht. Über diesen immer noch andauernden Zerfall eines wohlgeordneten menschlichen Bildes können auch die schönsten Professorenreden nicht hinwegtäuschen ... Diese Generation weiß, daß jenes Bild des Menschen, das die ältere Generation von ihren Vorvätern ererbt hat und das sie nun wieder errichten möchte, nicht mehr aufgebaut werden kann. Sie weiß, daß dieses Bild endgültig zerstört ist ... So tritt der Mensch, brüchig geworden in seiner Existenz vor Gott, vor dem Universum, vor sich selbst, wiederum in den Mittelpunkt des Lebens, muß er wiederum zum ruhenden Pol eines neuen gesellschaftlichen Seins gemacht werden ... Es ist das Bild jenes

² M. Frisch, *Stücke I* (Frankfurt 1962) 141 ff.

³ M. Frisch, *Tagebuch 1946–1949* (Frankfurt 1950) 115, 326 f. Vgl. M. Frisch, *Öffentlichkeit als Partner* (Frankfurt 1967) 20 f.

Menschen, das aus dem Lebensgefühl der jungen Generation geboren werden muß, wenn es nicht erneut vor dem Ansturm irrationaler Gewalten zerfallen soll⁴.

Heute sind auch diese Sätze schon geschichtlich geworden, geschichtlich in ihrem Protest, ihrem Aufruf, ihrer Wirkungslosigkeit. Der Mensch als „ruhender Pol eines neuen gesellschaftlichen Seins“ klingt fast so fern wie Eichendorff- oder Stifterbriefe. Die wirtschaftliche, politische und ideologische Entwicklung der Bundesrepublik hat diese Sätze ebenso in der literarischen Ecke stehen lassen wie andere damals wohlgemeinte Appelle von Reinhold Schneider, Werner Bergengruen oder Thomas Mann.

Wir überspringen in dieser fragmentarischen Retrospektive die späten fünfziger Jahre der Generation Enzensbergers und Walsers und werfen einen Blick auf die noch vor kurzem jüngste Generation. Er gehe nach jenseits des Rheins, nicht weil die Sache, der studentische Protest, nicht auch aus Berlin oder sogar München vermeldet werden könnte, sondern weil von dort eine ganz bestimmte Mauerinschrift unser katholisches Ohr trifft. Bei den Pariser Studentenunruhen, im Mai 1968, stand auf die Mauern der Sorbonne gepinselt „*Nie mehr Claudel*“. Die Unruhen waren weniger eine Revolution als Protest, Auflehnung, Streik, Streit mit der Obrigkeit, den Professoren, dem kulturverwaltenden Staat. Die Mauerinschrift, die den Dichternamen zum Symbol einer im voraus definierten Ordnung erhob, richtete sich gegen das Autoritätsprinzip, gegen die Rhetorik, die Harmonisierungstendenzen dieser Autorität, gegen die quasi gottgewollte Versöhnung der Gegensätze, gegen die Macht der Institutionen und der institutionalisierten Moral, gegen die staatlich-universitäre Hierarchie. „Professoren, ihr macht uns alt!“, hieß ein anderer Kampfspruch. Der Lehrbetrieb von der Sexta bis zum Diplom tue, als ob er nichts wisse „vom Leben und von der Liebe, von der Poesie und von der dramatischen oder häßlichen Wirklichkeit der heutigen Welt“⁵. Er trachte nur danach, den Menschen in das System einzuordnen. Neu ist hier: die Literatur hat mit Mauerinschriften zu tun. Mauerinschriften gehören zur Literatur – zur Frage nach dem Menschen.

Natürlich könnte man den Kampfspruch „Nie mehr Claudel“ spezifisch christlich ausdeuten, spezifisch katholisch. Reinhold Schneider hat sich im „Winter in Wien“ gegen den Versöhner Claudel gewandt, gegen den Alleswisser Claudel, den Obermaschinenisten der Gnade, gegen den Dichter, der den Lauf der Weltgeschichte kennt als wäre er Gott.

„Ohne Leitbild“ oder „Du sollst dir kein Bildnis machen“

Die Haupttendenz der „Gruppe 47“ – wenn es überhaupt eine Gemeinsamkeit der Gruppe gab – war antiideologisch. Es ist hier nicht der Ort, den komplizierten

⁴ A. Andersch und H. W. Richter, in: Der Ruf. Eine deutsche Nachkriegszeitsschrift (München dtv 1962) 22, 31 f.

⁵ Siehe dazu A. Fermigier, Nie mehr Claudel, in: Kunst ist Revolution (Köln 1969) 41 f.

Ideologiebegriff zu verhandeln. Aber deutlich gehört zur Ideologie nicht nur eine harmonisierende Lehre (das Schema), der Meinungs- und Herrschaftsanspruch einer Gruppe, sondern auch ein Menschenbild. Alle Ideologien vertreten ihr Menschenbild. Auch die deutsche Schule vertrat ihr Menschenbild. Sie stellte es vor als moralisches „Leitbild“. Es hatte in den dreißiger Jahren andere Akzente als in den späten vierziger Jahren. Einmal war auf einen vagen Humanismus Nazismus aufgepropft worden, später neochristliches Abendland, vor dem ersten Weltkrieg preußischer Wilhelminismus. Insofern die „Gruppe 47“ in der Tat „zersetzend“ wirkte, zersetzte sie (z. B. in Romanen von Wolfgang Koeppen, Heinrich Böll, Günter Grass, Siegfried Lenz) diese „Leitbilder“ als Ausdrucksformen von Ideologie, indem sie deren Sprechen, Verhalten, Handeln und Nicht-Handeln an typisierten Figuren vorzeigten. „Zersetzt“ wurde in „Tod in Rom“, in „Billiard um halb zehn“, in „Ansichten eines Clowns“, in der „Blechtrommel“, den „Hundejahren“, in der „Deutschstunde“ und anderswo. Manchen Lesern geriet dieser Zersetzungsprozeß in die falsche Kehle. Ihre „richtige“ Kehle war ideologisch durchaus nicht so unbesetzt wie sie selbst meinten. Man hätte über Geschehenes und Nicht-Geschehenes lieber geschwiegen als kritisch geredet, lieber ein Auge zugedrückt als mit beiden Augen nach den Ursachen gefragt. Die Schriftsteller zeigten die Negativa vor. Sie trieben Negation der Negation. Pädagogen aber wollen das Affirmative, den Aufstieg zum Positiven, möglichst als direktissima. Sie kleben an Inbildern, Vorbildern, Leitbildern, die mehr als einmal in der Geschichte das „Höhere“ und Unwirkliche waren. Peter Rühmkorfs Gedicht „Anti-Ikarus“ (1959) darf als symptomatisch betrachtet werden für die Absage der damals jungen Generation an ein Ideal und Symbol des Klassizismus, der humanistischen Schule. Es ist die Absage an die Helden-Mythologie griechischer und germanischer Provenienz, Gegenstimmung zu den Heroen Ikarus, Prometheus, Wieland, Hermes, zur Auferstehung von gestern und Raketenauffahrt von heute⁶.

Im Berliner „Rias“ hat Adorno 1960 einen Vortrag gehalten unter dem Titel „Ohne Leitbild“. Ich sehe darin Gemeinsames zur antiideologischen Einstellung der „Gruppe 47“ und zur schnoddrigen Absage an die große, idealische Norm bei Rühmkorf. Der Frankfurter Philosoph hat seinen Vortrag später einem Essay-Band programmatisch vorangestellt.

Als ich seinerzeit vom „Rias“ eingeladen wurde, über ästhetische Normen und Leitbilder der Gegenwart zu sprechen, erklärte ich mich für ungeeignet, einen Begriff wie den des Leitbildes zu übernehmen und positiv anzuwenden... Erörtern kann ich Leitbilder und Normen einzig als „Problem“... Das Wort „Leitbild“ ist heimisch im Bereich einer konservativ-restaurativen Kulturkritik diesseits und jenseits der Grenze zur DDR... Was der Leitbildner für geborgen hält, ist von vornherein verlorener, als was ihm verloren dünkt. Einzig in jener Zone, die der Konformismus als experimentell ächten möchte, findet die Möglichkeit des künstlerisch Wahren noch ihre Zuflucht⁷.

⁶ Rühmkorfs Gedicht „Anti-Ikarus“ steht im Gedichtband „Irdisches Vergnügen in g“ (Hamburg 1959) 37.

⁷ Th. W. Adorno, Ohne Leitbild (Frankfurt, edition suhrkamp 1967) 7, 18 f.

Sieht man ab von der neuen ideologischen Linken, so gilt das Stichwort „ohne Leitbild“ heute für die Ästhetik und für die Literatur, für das Bild des Menschen allgemein, auch für weite Teile der Pädagogik. Man mag das beklagen. Aber vor den Klageliedern sollte man die geschichtliche Situation bedenken und die Ausrüstungen mit „Höherem“ betrachten, die heute zu einem philosophischen und gesellschaftlichen „oben ohne“ geführt haben. Man muß erkennen, daß Zeiten mit großen Leitbildern miserabel am Menschen, an seiner Selbstwerdung und Freiheit brutal gehandelt haben.

Wider die Fixierungen schrieb auch der Schweizer Max Frisch. Er hat das erste Gebot, „Du sollst dir kein Bildnis machen“, nämlich von Gott, auf das Gegenüber des Menschen übertragen. „Du sollst dir kein Bildnis machen vom Menschen“, heißt für Frisch das erste Gebot im Umgang mit Menschen. Die „Bilder“ vom Menschen haben seit je mitgeholfen, den Mitmenschen einem „Bild“ gemäß zu taxieren, positiv oder negativ, meist negativ und in jedem Fall in unzulässiger Weise. Vom „Bild“ zum „Bildnis“ ist nicht weit. Die meisten Bilder vom Menschen haben sich am Ende als „Bildnisse“ erwiesen, als Fixierungen mit dinglichen, fetischhaften, ideologischen, götzenbild- und sündenbockhaften Merkmalen. Sich vom andern ein „Bildnis“ machen ist das Ende der Liebe, das Ende der lebendigen Beziehung, die sich fix und herrschend ansetzende Meinung.

In gewissem Grad sind wir wirklich das Wesen, das die andern in uns hineinschauen, Freunde wie Feinde. Und umgekehrt! auch wir sind die Verfasser der andern; wir sind auf eine heimliche und unentrinnbare Weise verantwortlich für das Gesicht, das sie uns zeigen... Wir sind es, die dem Freunde, dessen Erstarrtsein uns bemüht, im Wege stehen, und zwar dadurch, daß unsere Meinung, er sei erstarrt, ein weiteres Glied in jener Kette ist, die ihn fesselt und langsam erwürgt. Wir wünschen ihm, daß er sich wandle, o ja, wir wünschen es ganzen Völkern! Aber darum sind wir noch lange nicht bereit, unsere Vorstellung von ihnen aufzugeben. Wir selber sind die letzten, die sie verwandeln. Wir halten uns für den Spiegel und ahnen nur selten, wie sehr der andere seinerseits eben der Spiegel unsres erstarrten Menschenbildes ist, unser Erzeugnis, unser Opfer⁸.

Frisch hat das Bildnisthema in seinem „Andorra“-Stück (1961) an einem gesellschaftlichen Modell dargestellt. Die Andorraner nehmen eine doppelte Fixierung an Andri vor. Die Möglichkeit der Selbstwerdung wird ihm verweigert vom herrschenden Kollektiv, von jedem einzelnen. Wie Andri als Jud konnte und kann ein Deutscher als Deutscher fixiert werden, ein Katholik als Katholik, ein Neger als Neger, ein Kommunist als Kommunist.

Wer ist der Mensch? Nicht mehr Parzival, Don Quichotte, Simplicissimus, Wilhelm Meister, Antigone, Iphigenie, Faust; zu Robert Musils Zeit in einer vor lauter menschlichen Eigenschaften untergehenden Welt „der Mann ohne Eigenschaften“, zu Kafkas und Becketts Zeit namenlos (Kafka „K.“, Beckett „Der Namenlose“), heute in der Literatur, ich möchte sagen, ein „ungeratener Kaspar“.

⁸ M. Frisch, Tagebuch 1946–1949 (Frankfurt 1950) 34.

Ein „ungeratener Kaspar“

Auch diese Überschrift zieht zwei literarische Titel zusammen, den Roman „Ein ungeratener Sohn“ von Renate Rasp und das Theaterstück „Kaspar“ von Peter Handke. Onkel Felix, der Erzieher in Rasps Roman *„Ein ungeratener Sohn“*, sagt im Brustton seiner unangefochtenen Autorität: „Der Mensch ist frei geschaffen.“ Der Erzähler kommentiert, „nur die ihn näher kennen, wissen, was er mit Freiheit meint“⁹. Der verklemmte, tyrannische Stiefvater und eine sentimental devote, meinungslose Mutter erziehen ihren Sohn Kuno. Der Stiefvater („Onkel Felix“) hat sich in den Kopf gesetzt, den Jungen zu einem „Baum“ zu erziehen. Rasp entwickelt eine groteske Parabel. Mit pädagogischer Besessenheit zwingt Onkel Felix seinen Stiefsohn zu Turn- und Stehübungen, zu einer Pflanzen-, Gemüse-, Wasserdiät, zu widernatürlichen Körperkorrekturen, damit Kuno, eingeübt, eines Tages in den Topf „gepflanzt“ und Wurzeln schlagen könne. Geradezu pervers passiv läßt Kuno die stiefväterlichen Experimente an sich geschehen. Nach seinem siebzehnten Geburtstag wird Kuno eingepflanzt und die Erde begossen. Da ein junger Baum auch kupiert werden muß, schneidet ihm der Onkel die Hände ab. Das Experiment scheitert zuletzt an der natürlichen Unzulänglichkeit des Opfers und an der Nachgiebigkeit der vom Gefühl heimgesuchten Mutter. In einem Ohrenbackenstuhl vegetiert Kuno fett, teilnahmslos und unbrauchbar durch die Jahre: ein ungeratener Sohn, weder Baum noch Mensch. Der Roman ist eine groteske Parabel. Er stellt die brutale Erziehungsidee, die häusliche Pflanzstätte, das unmotivierte Zurechtstutzen und Zurückschneiden am jungen Menschen bloß, zugleich auch die Tugend der Subordination. Gezeigt wird Böses: die Herrschaft des Menschen über den Menschen, des Erziehers über sein Objekt, die Bildung eines Menschen als Monstrosität. Was ist der Mensch? Ein ungeratener Sohn in den Augen des Stiefvaters, ein monströser Stiefvater in den Augen des Lesers. Ist solche Literatur grausam? Sie ist es. Aber nur deshalb, weil die Grausamkeit in der Gesellschaft zuerst da ist, weil es eine grausame Wirklichkeit gibt und diese Wirklichkeit literarisch angezeigt werden muß. Die Anzeige kann nicht idyllisch oder idealisch, sondern allein grotesk geschehen. Eine schwarze Groteske. Sie stellt die Entstellung des Menschen durch Menschen dar. Die Darstellung schockiert. Renate Rasp travestiert mit ihrer bösen Erziehungsparabel eine bürgerliche Wachstums- und Idealismus. Sie attackiert die brutale Selbstverständlichkeit eines absurden Erziehungsplans. Sie zeigt ohne die Attitüde eines genüßlich schwarzen Humors die Verletzung des Menschen durch Menschen: das Böse.

Nicht als spätmittelalterlicher, christlich-österreichisch aufbereiteter „Jedermann“ wird heute der Mensch dargestellt, nicht in der Welttheaterkonstellation zwischen Festlichkeit, Vergeßlichkeit, Domfassade, Gericht, nicht in einer Szenenkette aus Be-

⁹ R. Rasp, *Ein ungeratener Sohn* (Köln, Berlin 1967; München dtv 1970) 6. Siehe dazu auch G. Elsner, *Die Riesenzwerg* (Hamburg 1964) (rororo 1968).

gehren, Gnade, reparabler Schuld, nicht auf einem Schauplatz zwischen unterirdischer Hölle und überirdischem Himmel, nicht als Vorzeigestück von Festspielen für die höhere Gesellschaft, die nicht ihre Kritik, sondern die Freilegung ihrer Gefühle als Erlebnis und Selbstbestätigung sucht. Der neue „Jedermann“ heißt „Kaspar“. Und er wird – so weit das Stück reicht – nicht gerettet. Er ist eine ziemlich anonyme Figur. Freundliche Kräfte, die ihm helfen, werden nicht sichtbar. Das vom Sprechtheater herkommende „Kaspar“-Stück Peter Handkes ist Anti-Theater. Kaspar ist ein junger Mensch, dessen Selbstwerdung, Identität durch die „Einsager“ der Gesellschaft gehindert wird.

Angeregt durch die Kaspar-Hauser-Fabel entwickelt Handke ein Stück vom isolierten einzelnen, der allenthalben – nicht in erster Linie und bloß durch die schulischen Erzieher – in die Gesellschaft eingegliedert, „zum Sprechen gebracht“, „in die Wirklichkeit übergeführt“ wird¹⁰. Wirklichkeit ist hier gemeint als bloße Faktizität der Gesellschaft, die ihre Faktizität zur Norm erhebt, den einzelnen in einem fast unmerklich gewaltsamen und sukzessiven Prozeß sich anpaßt. Kaspar hat zu Beginn des Stücks – Relikt aus der historisch-legendären Fabel – einen einzigen Satz als Eigentum: „Ich möcht ein solcher werden wie einmal ein anderer gewesen ist.“ Das ist, zugegeben, eine ungenaue Sehnsucht, möglicherweise das Verlangen des Findlings nach dem Bild des Vaters. Der bei Handke nach allen Seiten hin offene Satz wird Kaspar von den „Einsagern“, den Sprechern der Gesellschaft und den „Stimmen“ ihrer Medien, ausgetrieben. Ausdrückliche Regieanweisung: „Die Stimmen, die auf den Helden einsprechen, sollten, obwohl in ihrem Sinn immer ganz verständlich, die Sprechweisen von Stimmen sein, bei denen auch in der Wirklichkeit ein technisches Medium dazwischengeschaltet ist: Telefonstimmen, Radio- und Fernsehansagerstimmen, die Stimmen der Zeitanzeige im Telefon, die automatischen Antworttonbänder, die Sprechweisen von Fußballkommentatoren, von Stadionsprechern, ... von Interviewern, von Gymnastiklehrerinnen, ... von Sprachkursschallplatten, von Polizisten ...“. Von den „Einsagern“ wird Kaspar eine ordentliche Kommunikationssprache beigebracht, die allenthalben gegenwärtig ist und jedermann spricht, eine Sprache, mit deren Hilfe man sich orientieren, verständigen, „Ordnung“ schaffen kann. Kaspar wehrt sich mit seinem Satz gegen die Sätze. Auf die Dauer vermag seine Abwehr dem ihn von allen Seiten einschließenden und anschließenden „environnement“ nicht standzuhalten. Er beginnt, zunächst in Einzellauten, dann in Worten, schließlich in ganzen Sätzen die Sprache seiner „Einsager“ nachzusprechen. Er gewöhnt sich an ihre Satzschemas, hört ihre Sentenzen: „Jeder ist für seinen Fortschritt verantwortlich.“ „Jeder stellt sich in den Dienst der Sache. Jeder sagt Ja zu sich selber.“ „In einem aufgeräumten Raum wird auch die Seele aufgeräumt.“ „Die Ordnung der Gegenstände schafft alle Voraussetzungen für das Glück“ (36 ff.). Schließlich ist er so weit, daß er eine ganze Rede halten kann. Ironisch reproduziert Kaspar sein Kaspar-Porträt:

¹⁰ P. Handke, Kaspar (Frankfurt, edition suhrkamp 1968) 99.

Ich bin gesund und kräftig. Ich bin ehrlich und genügsam. Ich bin verantwortungsbewußt. Ich bin fleißig, zurückhaltend und bescheiden. Ich bin stets freundlich. Ich stelle keine großen Ansprüche. Ich habe ein natürliches und gewinnendes Wesen. Ich bin bei allen beliebt. Ich werde mit allem fertig. Ich bin für alle da. Meine Ordnungsliebe und Sauberkeit geben nie zu Tadel Anlaß. Meine Kenntnisse sind überdurchschnittlich. Ich führe alle übertragenen Arbeiten zur vollen Zufriedenheit aus. Jeder kann eine gewünschte Auskunft über mich geben. Ich bin friedliebend und unbescholten. Ich gehöre nicht zu denen, die bei jeder Kleinigkeit gleich ein großes Geschrei erheben. Ich bin ruhig, pflichtbewußt und aufnahmefähig. Ich bin begeisterungsfähig für jede gute Sache. Ich möchte vorwärtskommen. Ich möchte lernen. Ich möchte mich nützlich machen. Ich habe Begriffe über Länge, Breite und Höhe. Ich weiß, auf was es ankommt. Ich gehe mit den Gegenständen gefühlvoll um. Ich habe mich schon an alles gewöhnt. Es geht mir besser. Es geht mir gut... Ich möchte mich von meiner besten Seite zeigen. Ich beschuldige niemanden. Ich lache viel. Ich kann mir auf alles einen Reim machen. Ich habe keine besonderen Kennzeichen... (68).

Das ist der Mensch. So wollen ihn die „Einsager“ haben. So ausgerichtet darf er „dabei sein“, teilhaben an ihrer „Ordnung“, ihrem „Muß“, ihrer „Freiheit“, ihrem „Wohlergehen“. Der zum Sprechen gebrachte, in die Wirklichkeit übergeführte Kaspar weiß jedoch um seinen Zustand. Das heißt, er steht in einem reflektierten und distanzierten Verhältnis zu sich selbst und den ihm eingebläuten Sätzen. Er ist sich am Ende seiner Nicht-Identität bewußt. Und weil er dies weiß, bleibt er gefährlich, wird er der Rebell gegen die „Einsager“. Durch seinen Grad der Bewußtheit und durch seine Widersetzlichkeit unterscheidet er sich von den übrigen Kaspars, die im Stück auftreten, abgerichtet und unterworfen werden. Unser Kaspar ist sozusagen der intellektuelle Kaspar, der sich seine Situation klar machen kann und sich durch Bewußtsein über das Bewußtsein der „Einsager“ erhebt. Kaspars letzter Satz „wirft die Gesellschaft um“.

Der Zuschauer des Stücks mag einwenden, daß Handke ein sehr einseitiges Modell vorführt. Hier ein ungeformter Held, ein Simplicius mit gänzlich individualistischem Anspruch, der seinerseits nicht in eine gesellschaftliche, kommunizierende, gebende Beziehung tritt – dort die „Einsager“ als Vertreter der Gesellschaft in der Funktion ausschließlich des Dummen, Verhärteten, Bösen. Das Modell ist in der Tat vereinseitigt, abstrahiert, antithetisch gebaut. Dennoch läßt das Stück, auch und gerade in seiner Übertreibung, die Antithetik der Ratenden und des Ungeratenen, der Erziehenden und des Erzogenen, die Problematik des Verhältnisses der Bildenden zum Auszubildenden erkennen. Sprachen früher die Erzieher (im weitesten Sinn) im Einvernehmen mit der Gesellschaft den Schüler schuldig, wenn er nicht einwilligte in die Erziehungsnormen, das System, so sprechen heute die Schüler (ebenfalls im weitesten Sinn) ihre Erzieher und deren Gesellschaft schuldig. Autorität wird bloßgestellt. Normen müssen sich rechtfertigen. Autorität ist in die Antithese umgeschlagen. Ein demokratisches Zueinander von Lehrer und Lernenden wird gefordert. Aber zwischen Forderung und Fähigkeit, Anspruch und Praxis liegen Barrieren, emotionale, ideologische, organisatorische. Gemeinsame Praxis setzt gemeinsame Ziele und Wege voraus. Sie sind in einer Gesellschaft, die ihr ideologisches Selbstverständnis verloren und

ein neues Selbstverständnis nicht gefunden hat, nur partiell möglich – wobei sich partiell auf das Objekt und das Subjekt bezieht.

Was ist der Mensch in der Literatur? Nicht mehr Wilhelm Meister, sondern zum Beispiel Kaspar. Verwandte des Handkeschen Kaspar sind Oskar Mazerath, Andri aus „Andorra“, der Clown Hans Schnier, aber auch der Physiker Möbius. Außenseiter, Diversanten, Störenfriede, Zweifler und Narren bevölkern die zeitgenössische Literatur.

„Damit die Wirklichkeit überhaupt nicht mehr zu erkennen ist“ oder:
„Die Feiertagsschranke der Literatur wird durchbrochen“

Literatur ab Belletristik, Feuilleton, PEN-Tagungen, die Frage nach dem Menschen ab höherer Schule ist eine Sache der „humanistisch“ Gebildeten. Das ist immer etwas „wie wenn am Feiertage“, wobei das große Hölderlinsche „so – wie“ der Hymne den spätbürgerlichen Als-ob-Charakter annimmt. Als ob es noch einen Feiertagsmantel gäbe. Als ob er den gemäßregelten Werktag zudecken sollte, könnte. Welche Rolle spielt überhaupt der Arbeitstag in unserer Vorstellung vom Menschen? Der Arbeitstag von Arbeitnehmern? In einem überdurchschnittlich guten Lesebuch für die Oberstufe höherer Schulen, in dem vom Bayerischen Schulbuchverlag herausgegebenen Band „Fragen“ (1969) mit dem anspruchsvollen Untertitel „Kritische Texte für den Deutschunterricht“ steht kein Text von Arbeitern und kein Text über Arbeit. So sauber vermag man hierzulande immer noch Schule und Wirklichkeit, höhere Schule und Arbeitermasse, die großspurige Frage nach dem Menschen und die engspürigen Bedingungen der Arbeitnehmer zu trennen. Zugegeben, die Welt der Arbeit tritt auch bei den Schreibenden erst seit einigen Jahren, und zwar vorab als Reportage, ins Blickfeld. Die „Gruppe 61“, in stärkerem Maß der „Werkkreis 70 für Literatur und Arbeitswelt“, sind gewillt, „die Feiertagsschranke der Literatur zu durchbrechen“.

Im jüngsten Almanach der „Gruppe 61“ berichtet Alfred B., ein Werkzeugmacher:

Ich habe bei BBC-Werkstattkontakt Heidelberg Werkzeugmacher gelernt. Gerade an meinen Ausbildern habe ich zu kritisieren, daß sie pädagogisch vollkommen unausgebildet waren und sich somit als Ausbilder überhaupt nicht qualifizierten. Die Ausbilder wiederum hatten am Tag nur zwei Stunden für Ausbildung ihrer Lehrlinge zur Verfügung...

Dies führte natürlich zu schweren Konflikten. Z. B. kam es vor, daß ein Lehrling zum Ausbilder ging und fragte: „Wie ist das Stück? Was mache ich falsch? Was mache ich richtig? Was muß ich ändern?“ Und der Ausbilder sagte: „Geh’ aufs Klo oder rauch’ eine Zigarette oder irgendwas, aber ich habe jetzt keine Zeit für dich.“ Durch dieses ständige abgewiesen werden war natürlich Interesselosigkeit die Folge. Was sollte auch mehr dabei herauskommen, wenn ein Lehrling, statt ihm zu helfen, angeschrien wurde, etwa: „Was machst du denn da wieder für einen Scheiß! Ich habe es dir doch schon zweimal gezeigt! Jetzt mach’ doch endlich was, oder fang ein neues Stück an. Oder mach’ doch, was du willst. Das ist doch mir

egal. Das ist dein Leben!“ ... Von Ausbildung keine Spur. Im Gegenteil, die sogenannte Ausbildung war nichts anderes als reiner Leistungszwang. Meiner Meinung nach ist es sowieso ein vollkommenes Hindernis, wenn alles auf reiner Leistung aufgebaut ist und die Leistung nicht der Fähigkeit des Lehrlings angepaßt ist. Leute, die weniger fähig sind, bestimmte Leistungen zu vollbringen, gehen dabei menschlich ganz kaputt ... Der Mensch wird zu einem reinen Leistungstier gemacht. Es ist klar, daß es davon schwerwiegende nervliche Krankheiten gibt ...

Aufgrund dessen gibt es Leute, die blind streben, ohne darüber nachzudenken, woher, warum, sondern nur arbeiten, Geld, Auto usw. Die anderen, die sich in diesen Leistungszwang nicht fügen wollen, werden auf den Stundenlohn gedrückt ... So wird der einzelne am Ende immer durch irgendeine Art gezwungen, sich dem Leistungszwang anzupassen. Überhaupt ist das ja schon in der ganzen jetzigen Gesellschaft festgelegt ...¹¹

Ein Angestellter, Bernd Bergen, schreibt über seinen Arbeitstag:

Siebeneinhalb Stunden am Tag und siebenunddreißigeinhalb wöchentlich bin ich bezogen auf das speziell zu Erledigende. Es steht fest, was zu tun ist, und daß es getan werden muß. Die wesentlichen Kräfte sind außer Betrieb. Als Person bin ich nicht in Anspruch genommen. Ich bin eigentlich unterbeschäftigt, was sich lähmend auswirkt, als Benebelung und Benommenheit. Es ist anstrengend, den ganzen Tag nicht zu denken. Die eigentliche Bezugslosigkeit bringt einen Mangel an Wirklichkeit mit sich, der während des Tags wächst. Ich bin hingehalten und leergelassen und doch vollgefüllt von kleinen Gewichten. Ein Absinken des allgemeinen Interesses ist die Folge, ein langsames Aufweichen der Person ... Der eigentliche Leerlauf der Person macht sich gar nicht dringend bemerkbar. Er ist vertuscht vom Klima des Hauses, von müheloser Geschäftigkeit.

Haben Berichte dieser Art mit der Frage nach dem Menschen zu tun? Nur wer elitär, klassendenkerisch oder im allgemeinen fragt, wird es verneinen. Die Herausgeber der Reportagen von Arbeitnehmern über einen gewöhnlichen Arbeitstag reflektieren einleitend das Auseinanderklaffen von Arbeitszeit und Freizeit: „Die Harmonielügen am Feierabend, die die Arbeitenden über Illustrierte, Romane, Groschenhefte, Shows, Schlager, Fernsehspiele passiv einregistrieren, machen sie wieder fit und fast sehnüchtig nach harter ‚echter‘ Arbeit (Wochenendneurose). Die mit großen Geld- und Machtmitteln von den Herrschenden hergerichtete Trennung des Lebens der Lohnabhängigen in harte Arbeitszeit und weiche, problemlose Freizeit, muß von beiden Seiten her verändert werden.“¹²

„Gebildete“ reden leicht von „Identität“, „zu sich selbst kommen“, „der Frage des Menschen nach sich selbst“ und wie die Formeln sonst noch heißen. Sie haben ihren Sinn. Doch gemessen an der Wirklichkeit des Großteils der Bevölkerung hier und anderswo erscheinen sie als hochtrabende Phrasen. Wer kann sich denn wo in dieser Gesellschaft Identität leisten? Die Zwänge – Leistungs-, Konsum-, Prestige-, Beschö-

¹¹ Gruppentheorie (A. Mechtel) in: Gruppe 61. Arbeiterliteratur – Literatur der Arbeitswelt?, hrsg. v. H. L. Arnold (Stuttgart, München 1971) 148. Alfred B. ebd. 98 ff.

¹² Werkkreis 70 für Literatur der Arbeitswelt: Ein Baukran stürzt um. Berichte aus der Arbeitswelt, hrsg. v. K. D. Bredthauer, H. Pahl, E. Schöfer (München 1970) 25. 12. Ebd. 18. Siehe auch Werkkreis Literatur der Arbeitswelt: Lauter Arbeitgeber. Lohnabhängige sehen ihre Chefs, hrsg. v. J. Alberts, A. Scherer, K. Tscheliesnig (München 1971).

nigungszwänge kosmetischer, ideologischer und moralischer Art – und die Vereinnahmungen stehen dagegen. Konkrete Wahrheit – auch als literarische Darstellung – stört nur. Sie stört den einzelnen, der sich des Nicht-Erreichten bewußt wird, die Gruppen, die ihre Interessen angezeigt sehen, das amorphe Konglomerat, das sich Gesellschaft nennt und vom Baby an aufwärts in Frage gestellt werden kann. Einem Autor, der im Fernsehen einiges aufzudecken gedachte aus der Welt der Arbeit und Industrie, wurde bedeutet: „Sie können bei uns im Jahr zwei Fernsehspiele machen, aber dann harmlos, ... Einzelfälle, womöglich Einzelschicksale, womöglich mit Relativierungen. Man kommt dann mit dem berühmten Rashomon-Prinzip, der Schluß könne ja auch drei Schlüsse haben – damit die Wirklichkeit überhaupt nicht mehr zu erkennen ist.“ Mit Grund hat Günter Wallraff als Mitglied beim Seminar der „Gruppe 61“ 1970 in Uppsala den Begriff der „sozialen Wahrheit“ als Kriterium für Literatur betont¹³. Ich meine, daß „soziale Wahrheit“ auch ein Kriterium für die Frage nach dem Menschen sein muß. Der Mensch existiert nicht bloß als Individuum und in den höheren Schichten der Gesellschaft. Der Schriftsteller von heute weigert sich, beiden als Hoflieferant zu dienen. Er kann nicht zu Komparativen ermuntern, solange die Positive nicht annähernd erreicht, die Negative konkret uneingestanden oder unangeschaut sind.

Ein namhafter Professor der neueren deutschen Literatur schreibt 1969 als Vorüberlegung zum „Bild des Menschen in der modernen deutschen Literatur“: „Schließlich zielt die dichterische Darstellung des Menschen nicht nur auf die Erhellung ihres Objekts, sondern auch und in erster Linie auf seine Verwirklichung im Medium der Kunst. Sie ist ein selbständiger künstlerischer Akt...“ Der Satz ist nicht falsch, wenn man Literatur in erster Linie unter dem Aspekt der Kunst betrachtet. Er stimmt aber nicht mehr, wenn man Literatur unter dem Aspekt der „sozialen Wahrheit“ anschaut. Dann geht es in der Literatur gerade nicht mehr „in erster Linie“ um die „Verwirklichung im Medium der Kunst“, sondern um die möglichst konkrete Erkenntnis des Menschen im gesellschaftlichen Gefüge. Dann kann eine stilistisch nicht vollendete Reportage mehr aussagen als ein künstlerisch vollendetes Sinnbild. Mit anderen Worten – und auch das gehört zur Darstellung des Menschen in der zeitgenössischen Literatur – die Kunst als Kunst, die Dichtung als Kunst wird zurückgestellt zugunsten einer Literatur, die „sozialer Wahrheit“ ansichtig wird, sie anzeigt, hinstellt. Ich glaube, daß es dieser Literatur intensiv um den Menschen geht. Heinrich Heine schrieb in der Vorrede zur zweiten Auflage des „Buchs der Lieder“ (1837): „Es will mich bedünken, als sei in schönen Versen allzuviel gelogen worden, und die Wahrheit scheue sich in metrischen Gewanden zu erscheinen.“ Setzen wir den Satz auf unser Thema an. Sind Parzival, Iphigenie, die Jungfrau von Orleans, die Ikarus-Gestalt, Wilhelm Meister, Prinz Friedrich von Homburg und die vielen anderen Gestalten der „klassischen Literatur“ Lügen? Das sind sie nicht. Aber es ist mit ihnen allzuviel gelogen, abge-

¹³ G. Wallraff in „Gruppe 61“, a. a. O. 166, 20.

lenkt, vorgestellt, verschönert, verharmlost, mit einem Wort Ideologie getrieben worden. Die Wahrheit vom Menschen heute scheut sich in diesen „metrischen Gewanden“ zu erscheinen – was nicht heißt, daß jene Figuren nicht neu entdeckt und in Beziehung zu unserer Welt gesetzt werden könnten. Aber sie müßten erst einmal als Text im gesellschaftlichen Kontext wahrgenommen und dürften nicht bloß – wie über Generationen geschehen – zitiert werden. Die Fremdheit und der Prozeß der Auseinandersetzung in jeder dieser Gestalten wurde durch Zitieren überdeckt. Man hat sie zu Tod zitiert und sich mit Bildungszitaten von der Wirklichkeit abgewandt.

Es geschieht erkenntnismäßig zu wenig, wenn, wie in besagtem Referat über das Menschenbild in der modernen Literatur diese Menschenbilder also benannt und gereiht werden: 1. „der isolierte Mensch“, 2. „der daseinsblinde Mensch“, 3. „der existenzblinde Mensch“¹⁴. Eine solche Nomenklatur gilt für Zeit und Ewigkeit. Man kann sie für die Antike ebenso verwenden wie für das neunzehnte oder zwanzigste Jahrhundert. Und eben dies erweist, daß Zeitgenossenschaft als solche konkret nicht ins Blickfeld kommt. Die Formeln sind nicht falsch. Aber sie wiederholen nur Gestriges mit Worten von gestern. Sie reichen gleich ins Metaphysische, ohne des „Physischen“ ansichtig zu werden. Aber dieses Physische an Orten der Masse, der Verstädterung, der industriell-technokratischen Allmacht, in Zeiten der gesellschaftlichen Zwänge und Systeme, in Zerreißproben auf Fleisch und Hirn müssen erst einmal wahrgenommen werden, ehe man vom Ewigen spricht und mit Maßstäben eines geradezu metaphysischen Erkennens einherfährt.

Wahrscheinlich geschieht heute bei einer Reihe jüngerer Schriftsteller eine Auslassung des Metaphysischen, geschieht die Konfrontation des Menschen mit dem, was man früher als das Absolute bezeichnete, nicht. Aber diese Auslassung kommt als Affront und Antithese gegen die frühere Betrachtung des Menschen „sub specie aeternitatis“. Wobei sich im nachhinein herausstellte, daß dieser Anspruch des Ewigen oft mit sehr zeitlichen Interessen liiert war. Da wurde gesellschaftliches Pulver sozusagen in die Ewigkeit abtransportiert, damit es hier keinen Schaden anrichte. Heutige Schriftsteller betrachten das eher als Flucht, als Nichtvermögen oder Nichtkönnen. Vielleicht wäre manches heiler geworden, wenn man sich nicht so lange und nicht so ideologisch in den Gefilden des abendländisch „behausten“ Menschen aufgehalten hätte, wenn man das Unbehaute, und zwar nicht mehr und bloß mit „Wir sind nur Gast auf Erden“ zugegeben hätte.

Bertolt Brecht, der schon als Schüler den Glauben an das ihm zugemutete Menschenbild verloren hatte, läßt 1929 als junger Marxist den „Gelernten Chor“ im „Badener Lehrstück vom Einverständnis“ sprechen: „Es weiß seit langer Zeit / Niemand mehr, was ein Mensch ist“. Das ist unter Schriftstellern heute die vehemente Frage. Brecht glaubte damals, das neue Wissen aus der eben erlernten marxistischen Lehre zu haben.

¹⁴ W. Binder, Das Bild des Menschen in der modernen Literatur, in: Das moderne Menschenbild und das Evangelium, hrsg. v. O. Cullmann und O. Karrer (Zürich, Einsiedeln 1969) 17, 33 ff.

In seinen späten Jahren war er über die Konkretisierbarkeit dieses Wissens nicht mehr so sicher. Auffallenderweise wird unter Marxisten, die frei denken und einigermaßen frei reden dürfen, seit den sechziger Jahren diese Frage nach dem Menschen neu gestellt, nachdem man auch dort bemerkt hat, daß das marxistische Denksystem noch längst nicht alle Fragen beantwortet und noch weniger verwirklicht hat¹⁵.

Zweimal „ecce“ und einmal tun

Lassen Sie mich zum Schluß drei Verstexte aus den Jahren 1969/70 zitieren, einen Text der jungen Linken, einen aus der „dirty speech“- und Underground-Perspektive und einen aus sozusagen „metaphysischer“ Sicht. Alle drei Texte provozieren, der erste durch die Aggressivität des Wollens, der zweite durch die Aggressivität der Worte und Bilder, der dritte mit jener Provokation, mit der Jesus sagte: „Arme habt ihr allezeit bei euch“ (Joh 12, 8). Ein täterischer also und zwei beschauende Texte; ein Wir-, ein Ich-, ein Er-Text.

Was ist Humanität

werden wir einen gedankenstrich
in die kanonen schießen
und die bombentrichter
mit honig füllen
dann werden
in einigen Jahren oder später
die nachfolgenden

uns utopisten heißen
denn wir vergaßen
den honig zu essen
und
in die geschichtsbücher die
gedankenstriche zu setzen.

(Hermann Korte)

Bildnis

Ich rasiere
mir den Kopf.
Ohne Zähne
sehe ich dich
aus zwei dicken
Warzen an.
Mein Mund
wenn ich lache!
Ich bin fleckig.

Ich antworte
mit Gestank.
Meine Fingerspitzen
sind scharf und
ich säge Holz
mit den Händen.
Ich fühle mich
kalt an. Wenn
ich aufstehe

¹⁵ Siehe dazu E. Fromm, Das Menschenbild bei Marx (Frankfurt 1963); A. Schaff, Marx oder Sartre? Versuch einer Philosophie des Menschen (Frankfurt 1966); E. Bloch, Karl Marx und die Menschlichkeit (Hamburg 1969); F. Mordstein, Ist der Marxismus ein Humanismus? (Stuttgart 1969); A. Schaff, Marxismus und das menschliche Individuum (Hamburg 1970).

bleibt auf
dem Stuhl eine
Haut zurück.
Ich fresse
meinen eigenen Dreck.

Ich bin Dreck.
In einem Haufen
schmutziger Wäsche.
Sage bloß
daß du mich nicht liebst, jetzt!
(Renate Rasp)

Ecce Homo

Weniger als die Hoffnung auf ihn
das ist der Mensch
einarmig
immer

Nur der gekreuzigte
beide Arme
weit offen
der Hier-Bin-Ich
(Hilde Domin)¹⁶

Die drei Texte zeigen etwas vom Mit- und Gegeneinander heutiger Menschenbilder (ein konzentriertes Bild vom arbeitenden Menschen kenne ich außerhalb der Reportage literarisch nicht). Was ist der Mensch? Der erste Text speichert jugendlich politischen Zorn, der zweite „dirty-speech“-Zorn, der dritte eine Erfahrung die beide Formen des Zorns übersteigt. Das ist der Mensch: Täter, Rebell, Opfer; nachdenkend, jedesmal fremd. Die Rechnung Mensch geht nicht auf.

Die hier vorgestellten Sätze und Bilder sind Auswahl. Eine andere Wahl ist denkbar. Literatur heute? Weithin *negative Anthropologie*. Die Schriftsteller insgesamt sehr betroffen von den Wegen, Nicht-Wegen des Menschen, von den Planierungen, Nivellierungen, Verwaltungsnummern. Die Darstellung der Armut und Ohnmacht des Menschen nimmt geradezu biblische Züge an. Wahrscheinlich gab es keine literarische Periode, die so heftig wie die gegenwärtige den Menschen verhandelt, aufhebt, vorzeigt. Dichtung früher zeigte den verlassen Menschen, tröstete mit dem Ewigen Menschen. Die Schriftsteller heute zeigen den entfremdeten Menschen. Und das ist mehr als der verlassene Mensch. Der verlassene Mensch, das war der einzelne, den man trösten oder bemitleiden konnte, über den sich die Gesellschaft als ganze nicht zu beunruhigen brauchte. Der entfremdete Mensch, das ist die Gesellschaft als ganze und die Schuld der ganzen Gesellschaft. Keiner kann sich ausnehmen, am wenigsten die Autorität – sei sie politischer, pädagogischer, religiöser Art. Die Schriftsteller schreien den Untrost des Menschen in der Zeit heraus. Sie schreien, drohen, vermelden, denunzieren, klagen an, verstummen. Gottes Schrift ist schwer zu lesen. Der Menschen Schrift auch.

¹⁶ H. Korte, Was ist Humanität, in: Kürbiskern 4/1970, 647; R. Rasp, Bildnis, in: R. Rasp, Eine Rennstrecke (Köln, Berlin 1969) 60; H. Domin, Ecce Homo, in: H. Domin, Ich will dich (München 1970) 19.